Von der Werra an die Wuhle

Was so alles passierte

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wolfgang Kluge

Von der Werra an die Wuhle

Was so alles passierte

Engelsdorfer Verlag
2014

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.dnb.de abrufbar.

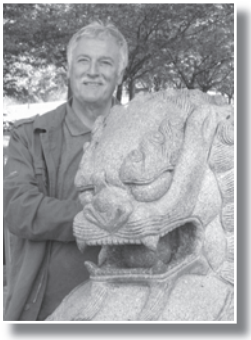
Zweite überarbeitete Auflage

Copyright (2014) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Coverbild © lawangdesign - Fotolia.com
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

1.	*Seite*	*7*	Zwischen Schloss und Bauernhof
2.	*Seite*	*14*	Das bissel Liebe
3.	*Seite*	*18*	Die ersten großen Ferien
4.	*Seite*	*23*	Der Batzen Fleisch
5.	*Seite*	*24*	Das Fußballspiel
6.	*Seite*	*27*	Das Spiel mit der Posaune
7.	*Seite*	*30*	Der erste Kuss
8.	*Seite*	*39*	Die Leopillen
9.	*Seite*	*44*	Der Nachwuchs kommt an
10.	*Seite*	*48*	Eine unvergessliche Silvesterfeier
11.	*Seite*	*51*	Tips und Tops
12.	*Seite*	*56*	Der Onkel Knut-Dietrich
13.	*Seite*	*59*	Strafe muss sein
14.	*Seite*	*64*	Auf Abwegen
15.	*Seite*	*69*	Der Alltag als Hauptstädter
16.	*Seite*	*70*	Wertvolle Literatur
17.	*Seite*	*75*	Die Butterdose
18.	*Seite*	*77*	Die Nichtgeburtstagsfeier
19.	*Seite*	*83*	Ausflug in die Vergangenheit
20.	*Seite*	*90*	Ein „dufter“ Einkauf
21.	*Seite*	*92*	Die Leberwurstpelle
22.	*Seite*	*95*	Wanderung durchs Wuhletal
23.	*Seite*	*105*	Ein halbes Jahrhundert
24.	*Seite*	*113*	Der Kellerbrand
25.	*Seite*	*118*	Tagesausflug ins Grüne
26.	*Seite*	*123*	Unterwegs mit Pegasus
27.	*Seite*	*129*	Das ägyptische Zimmer
28.	*Seite*	*136*	Die Ziege Elfriede
29.	*Seite*	*139*	Die gekochte Torte
30.	*Seite*	*143*	Der Mann mit der Dose
31.	*Seite*	*150*	Der Weltuntergang
32.	*Seite*	*155*	Hunger
33.	*Seite*	*158*	Noch nie gehört
34.	*Seite*	*160*	In der Wendeschleife
35.	*Seite*	*161*	Die Zeit verrinnt

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!



Liebe Leserin, lieber Leser,

was einem so alles wirklich passieren kann – von der Kindheit bis zum Rentenalter – habe ich aufgeschrieben und hier in zeitlicher Abfolge zusammengetragen.
Ähnlichkeiten aus dem Leben meiner Mitmenschen wären rein zufällig, aber nicht unmöglich. Diese oder jener wird sich sogar hierin wiederfinden und – so denke ich – trotzdem schmunzeln können.

Jede meiner Geschichten ist in sich abgeschlossen, dennoch empfehle ich, ganz vorne zu beginnen und das Buch erst wieder aus der Hand zu legen, wenn Sie ganz hinten angekommen sind – nur Mut und viel Vergnügen!

Wolfgang Kluge

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bei der Geburt hat sich meinstens schon entschieden, in welchen Verhältnissen man bis an sein Lebensende bestehen muss. Der eine hat das Glück bei Eltern aufzuwachsen, die ihrem Kind alles Nötige zur Entwicklung bieten können – mal mehr mal weniger. Ein anderer muss mit dem „weniger" auskommen und dazu auch zeitlebens schwer arbeiten, ohne dabei auf einen, wie man sagt, grünen Zweig zu kommen.

Ich brauchte weder Not zu leiden, noch lebte ich mit den Eltern im Überfluss. So blieb es bis sich Haupthaar und Zähne allmählich von mir verabschiedeten und ihre eigenen Wege gingen – wahrscheinlich graulten sie sich vor meinen Falten, die mich hier und da immer häufiger zieren!

Aber da war noch ein dritter bemerkenswerter Umstand: Ich kam in einem Schloss zur Welt, in einem beeindruckenden Fachwerkgebäude im Stil eines englischen Landhauses, das der krönende Mittelpunkt eines großen Parks mit prächtigen alten Bäumen war und noch den Glanz vergangener Zeiten ahnen ließ. Das schöne Anwesen war von Mauern und hohen Zäunen sowie Hecken umgeben und so vor den Blicken oder dem Zutritt Unbefugter geschützt. Von dicker Entengrütze besiedelte Teiche und Wasserläufe befanden sich in scheinbar verwunschenen Winkeln, in denen man sich vorstellen konnte, liebreizenden Feen und gütigen Elfen aber auch bösen Unholden zu begegnen. Wenn ich mich in solch stille Winkel des Parks wagte, hatte ich immer Angst, von bösen Gesellen verzaubert und verwunschen zu werden. Aber ich suchte dennoch gerne diese geheimnisvollen Orte auf. Das prägte meine frühen Kinderjahre. Auch noch im reiferen Alter treibt es mich immer wieder an ähnliche Orte und lässt mich gedankenschwer die Kindheit vor meinem geistigen Auge vorüber ziehen. Allerdings gruselt es mich nun nicht mehr – ich genieße die Stille und höre den Gesang der Vögel oder das Rauschen der Bäume im Wind und träume vor mich hin.

Aber auch meine Geburt in diesem Schloss war nur ein Zufall, denn meine Eltern waren weder reich noch blaublütig. Sie gerieten durch die Nachkriegswirren in jenes kleine Dorf nahe der bayerischen Grenze, das vor langer Zeit um ein Kloster

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

herum entstand. Als die Schlossherren in eine der Westzonen „auswanderten", wobei die entstandenen Verhältnisse, verursacht durch die östliche Besatzungsmacht, nachgeholfen hatten, stand das Gebäude für die Allgemeinheit zur Nutzung zur Verfügung.

Meine Großeltern wohnten ebenfalls hier, weil mein Opa die Stelle des Hausmeisters angenommen hatte. So verbrachte ich meine frühen Kinderjahre beinahe bis zur Einschulung bei der Oma im Schloss. Dieses wurde unterdessen auch als Alters- und Pflegeheim genutzt, in dem gestrandete alte Leute untergebracht wurden, die durch den Krieg heimatlos geworden waren und ihre Angehörigen aus den Augen verloren hatten. Dieser Tatsache habe ich es zu verdanken, zeitlebens mit älteren Menschen gut umgehen zu können. Ich lernte dort schon als kleiner Junge deren Wehwehchen, liebenswerte und manchmal auch schrullige Eigenheiten kennen und vor allem aber deren Gutmütigkeiten zu schätzen.

Ich war gern bei den alten Leuten, denn, besonders die Frauen hatten immer eine kleine Nascherei für mich übrig – für das goldige Jüngelchen, wie ich von einigen genannt und dabei getätschelt wurde. Bei den Männern hingegen, den nach Tabak stinkenden Geizkragen, war diesbezüglich wenig zu erwarten.

Wegen meiner goldblonden Locken erhielt ich, wie ich auch heute noch meine, treffend, den ehrenvollen Beinamen „Prinz". Manchmal scherzten die alten Bauersfrauen, wenn meine Mutter mit mir im Dorf zum Konsum oder zum Schloss unterwegs war: „Jetzt geht das Elschen wieder mit ihrem Prinz spazieren!" Die mussten es ja wissen, wie ein Prinz aussieht, denn beinahe das ganze Dorf diente bis Kriegsende der Herrschaft im Schloss. Man erzählt sich, dass die adlige Familie tatsächlich irgendwie mit dem Lügenbaron von Münchhausen verwandt gewesen sein soll .

Ein paar Außenseiter gab es natürlich auch unter den Heiminsassen. Da war zum Beispiel der buckelige stotternde Hans, der in der Dämmerstunde gerne in der großen Halle unter der Treppe saß und auf seiner Geige fidelte. Wenn er ein Schlückchen zuviel getrunken hatte, was öfter vorkam, dann krächzte

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

sein Geigenbogen nur kläglich über die Saiten. Dennoch war das für manche so schrecklich schön anzuhören, dass sie am liebsten dabei hätten weinen wollen. Es kam auch vor, dass einige ältere Damen ihr Taschentuch verlegen herausholten, wenn es für sie besonders schmerzlich schön war, um sich verschämt die Augen zu trocknen. Dabei ließen sie in seinen Geigenkasten ein Bonbon oder eine Münze fallen. Eine der Heiminsassinnen hatte scheinbar auf Hans ein Auge geworfen und so munkelte man, sie träfen sich nach dem Geigenspiel ab und an zu einem heimlichen Stelldichein unter der Treppe. Als der Heimleiter von diesem unerhörten Treiben erfuhr, hatte er dem bald ein Ende gesetzt – so etwas Lasterhaftes durfte unter alten Heiminsassen natürlich nicht geschehen –!

Bei den Damen war Frau Ida, eine ausgediente Opernsängerin mit üppiger Silberlockenpracht und einem Erscheinungsbild, ähnlich dem der Schauspielerin Margaret Rutherford (Miss Marple), zu mancher Darbietung bereit. Sie trällerte öfter mal eine Arie, wie zu ihren besten Zeiten und war sich sicher, alle damit verzücken zu können. In besonders guter Stimmung war die Künstlerin, nachdem sie ihren Taschenrutscher heimlich geleert hatte, den sie in einer der großen Rockfalten sicher vor dem Entdecken versteckt glaubte. Aber das war für alle kein Geheimnis. Sie wussten schon immer im Voraus, wann ihnen eine künstlerische Darbietung, im Sinne der Frau Ida, drohte. Aber man nahm es gelassen hin, denn schließlich war dies eine Abwechslung im tristen Alltag des Feierabendheimes. Frau Ida erschien kräftig geschminkt in ihrem Kleid mit der langen Schleppe und den vielen Rüschchen dran, das wohl so manchen Bühnenauftritt erlebt hatte und bis in dieses Haus am Ende der damaligen Welt mitgenommen wurde. Wenn jemand starb, sang sie traurige Lieder. Der Leichnam wurde außer Haus in einen kleinen Rundtempel an einer der Ecken des Parks gebracht. Früher nahm hier die Herrschaft den Fünfuhrtee ein.

Die dünne Tilly, eine noch junge Frau, die sichtlich vom Krieg gezeichnet war, fand nach dem Gang zum Örtchen nicht wieder alleine in ihr Zimmer zurück. Sie musste immer mühe-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

voll und manchmal auch mit Gewalt überzeugt werden, in welcher Richtung ihr Zimmer auf dem Gang zu finden war. Oft genug wehrte sie sich mit Händen und Füßen, wenn ihr der Weg unbekannt erschien. Ihr blondes Haar, das bis über die Schultern wallte, war ein schöner Kontrast zu ihrem rotschillernden knöchellangen Morgenrock. Es war nicht zu übersehen, dass sie einmal eine bildschöne Frau gewesen sein musste. Als sie plötzlich starb, hätte ich am liebsten ihren roten goldbestickten Morgenmantel geerbt, um damit prinzenhaft gekleidet mit der Frau Opernsängerin durchs Haus zu wandeln, wenn diese ihre Arien grölte. So manch andere Person hatte Ähnliches zu bieten, deshalb wurde es für mich dort niemals langweilig – es gab immer etwas zu erleben!

Auf dem Gelände der ehemaligen Schlossgärtnerei bekamen meine Großeltern ein paar Beete mit einer Stallung zur Bewirtschaftung überlassen. Besonders das junge Ziegenböckchen hatte es mir angetan, es ließ sich nur von mir streicheln – deshalb waren wir bald die besten Freunde. Wahrscheinlich ist darauf zurückzuführen, dass ich noch heute unter gewissen Umständen ein Böckchen bekomme, wenn mir etwas nicht passt – bezeichnenderweise trägt der hier beschriebene Ort auch noch das Wort „Bock" in seinem Namen.

Die Glucke indes ließ sich nicht anfassen oder gar streicheln, während sie auf ihren Eiern brütete. Sie war sehr unfreundlich zu mir. Aber bald hatte sie diese Arbeit beendet, als aus den Eiern viele niedliche piepsende Küken schlüpften – lauter kleine Wollknäuel, die genauso goldgelb aussahen wie ich – einfach reizend. Von da an konnte man die Glucke mit ihrer Kinderschar auf der kleinen Wiese neben der Stallung herumwuseln sehen.

Das Brüten der Glucke und das plötzliche Erscheinen der Küken, also das Schlüpfen ihres Nachwuchses, beschäftigte mich sehr, wobei ich ins Grübeln geriet und mir die Frage stellte, ob ich denn auch so zur Welt gekommen sei. Ich stellte diese Frage zur allgemeinen Belustigung der Anwesenden beim Abendbrot meiner Mutter, ohne jemals eine Antwort erhalten zu haben: „Mutti, hast du mich auch wie die Glucke im Stall

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

ausgebrütet und bin ich auch so geschlüpft wie die Küken … und muss ich deshalb Schlüpfer anziehen?"

Während Oma und Opa noch im Schloss wohnten, waren meine Eltern mit mir in eine kleine Mietwohnung in einer ausgebauten Scheune des Gutes ins Dorf umgezogen. Dort ging es wesentlich rauer zu, als im Schloss. Auch das Haus selbst war nicht so schön ausgestattet, dafür aber gab es auf dem Bauernhof viel zu entdecken. Sehr anziehend für mich war der Stall mit dem Vieh und dahinter die Scheune, in der die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen untergestellt waren. Aber schon damals trieb ich mich lieber beim Viehzeug herum, denn für die technische Ausrüstung des Bauernhofes konnte ich mich kaum begeistern! Die Futtervorräte für die langen Wintermonate, riesige Mengen Kartoffeln und Runkeln, lagerten unten im Keller.

Erstere hatten es mir besonders angetan. Schon damals aß ich diese Feldfrüchte gern, die ich auch heute noch als schmackhaftes Nahrungsmittel zu schätzen weiß. Wie gut, dass es Kartoffeln, beziehungsweise „Erdäpfel" gibt, wie sie von den Leuten im Dorf genannt wurden.

Eine schöne Zeit in jedem Jahr war im Herbst die Kartoffelernte. Mutter und ich halfen dabei unseren Wirtsleuten und auch dem Dorfschulzen bei der Einbringung dieser Feldfrüchte. Die aus den Riefen herausgewirbelten Kartoffeln wurden in Körbe gesammelt und dann von einem kräftigen Kerl auf den großen Wagen geschüttet. Ich war noch nicht stark genug für diese Arbeit. Ich staunte über die kräftigen Männer, die dies verrichten konnten. Ich wollte auch mal so ein starker Kerl werden. Deshalb sammelte ich heimlich einige der Winzlinge, ich nannte sie Pumpane, nahm sie mit nach Hause und kochte sie mir selbst auf dem Herd – natürlich unter strenger Aufsicht der Mutter. Am Abend, wenn alles abgeerntet war, durften wir Kinder in einem offenen Feuer einige Kartoffeln gar werden lassen bis sie aufplatzten – die immer sehr gut geschmeckt haben! Dies war das schönste an der ganzen Kartoffelernte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Salz- und Pellkartoffeln und verschiedene Arten von Klößen, die man daraus zubereiten kann, sind immer eine Gaumenfreude. Kartoffelchips und ähnlich „Genüsse" sind auf meinem Speiseplan nicht zu finden. Ich verdrückte schon damals am liebsten die mehligen aufgeplatzten Pellkartoffeln – ein Schmaus mit Quark und Leinöl oder noch lieber mit Butter.

Durch die Bodenreform bekamen auch unsere Vermieter, eine Familie, die es aus der Nähe von Königsberg hierher verschlagen hatte, Grund und Boden des Gutes zugewiesen. Sie bewohnte den unteren Teil der ausgebauten Scheune und bewirtschaftete den Hof mit der anschließenden Stallung, in der das Vieh untergebracht war. Die schwarzweiße Kuh Lore, die beim Melken einfach nicht stillhalten wollte, so dass die Bäuerin öfter mal ein ernstes Wort mit ihr reden musste, und die rotbraune gutmütige Therese mit den lustigen Locken auf der Stirn waren gleich neben dem braunen Hengst Moritz untergebracht, der dem Treiben beim Melken stets verständnislos zusah. Er kam um diese Art der Behandlung herum. Seine Fähigkeiten durfte er an anderer Stelle beweisen!

Die Schweine, die in mehreren Verschlägen wohnten, hatten es mir besonders angetan, weil sie so schön quiekten und grunzten. Den beißenden Gestank, den sie verbreiteten, überroch ich ganz einfach, ja ich muss zugeben, dass meine Nase diese Düfte an manchen Tagen sogar gerne schnüffelte.

Zufällig bekam ich heraus, wann die Schweine mit gedämpften Kartoffeln, also mit Pellkartoffeln, gefüttert wurden. Sie fraßen diese besonders gern und schmatzten dabei unverschämt genüsslich laut. Ich hingegen durfte beim Essen natürlich nicht schmatzen, auch wenn ich nur allen damit zeigen wollte, dass es mir gut schmeckte – ähnlich wie es die Schweine taten. Geschah es dennoch aus Versehen, wurde ich mit strengen Blicken ermahnt und hörte: „Aber du bist doch kein Schweinchen!" Ich sah es ein, ich war der heimliche Prinz aus dem Schloss, da tut man so etwas nicht. Ich nahm die Belehrungen meiner Mutter gern an, die immer großen Wert auf gutes Benehmen legte, das aber meistens äußerst unangenehm anstrengend war!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ab und zu gelang es mir, nach der Fütterung heimlich in den Stall zu schleichen, um den Schweinen beim Fressen zuzuschauen. Diese Ausflüge dorthin hatten immer ihren besonderen Reiz. Ihr zufriedenes Grunzen und ihre verschmitzten Blicke verstand ich als Einladung zum Mitessen. Eines Tages geschah es: es blieb nicht nur beim Zuschauen – ihr Schmatzen und Grunzen machte, dass mir der Magen knurrte und ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, an ihrem Mahl teilzunehmen. Und so mopste ich die erste Kartoffel aus dem Trog, pellte sie schnell mit den Fingernägeln ab und verschlang sie hastig. Zwar schmeckte sie etwas eigenartig und roch wie der Scheuerlappen zu Hause, der im Aufwischeimer in der Abstellkammer auf seinen nächsten Einsatz wartete – aber die Schweine katschten zufrieden – und so ließ auch ich mir die Kartoffel schmecken!

Mein heimlicher Kartoffelimbiss mit den Schweinen gehörte immer häufiger zu meinem abendlichen Zeitvertreib. Der Mutter brauchte ich nur zu sagen, dass ich aufs Örtchen müsse, welches in einem Vorraum des Stalls mit unmittelbarem Anschluss zur Miste draußen, zu finden war. Ich hatte immer ein Augenmerk darauf, nicht von der Bäuerin oder ihrem Mann, dem Fritze mit dem staksigen Holzbein, erwischt zu werden. Sein richtiges Bein hatte er im Krieg verloren, sagte man. Ich konnte mir damals gar nicht vorstellen, wie man sein Bein verlieren kann. Eine zeitlang passte ich besonders gut auf meine Beine auf, um sie nicht zu verlieren, bis ich endlich erfuhr, wie das mit dem Verlieren gemeint war. An den Tagen meines Kartoffelimbisses wunderte sich meine Mutter, warum ich beim Abendbrot so schnell satt war, obwohl ich doch ein guter Esser war und immer einen Nachschlag verdrücken konnte.

Aber irgendwann musste ja mein heimliches Treiben im Schweinestall herauskommen und so erwischte mich eines Abends die Bäuerin, gerade als ich in eine schöne dicke Kartoffel hineinbeißen wollte. „Jungchen, was machst du denn da?", kreischte sie, und stapfte mit großen Schritten in ihren mit Kuhkacke reichlich verzierten Stiefeln auf mich zu – und schon hatte sie mich gepackt und zu meiner Mutter gezerrt,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

die ahnungslos hören musste, was ihr sonst so artiges Söhnchen angestellt hatte.

Gustl, die Bäuerin, begann in ihrer schönen ostpreußischen Mundart zu klagen: „Jetzt hab ich doch euer Jungchen erwischt, als er meinen Schweinen die Kartoffeln aus dem Trog weggefuttert hat – und ich wundre mich schon lange, warum ich die Schweine nicht fett kriege!"

Unterdessen waren meine Großeltern in das nahegelegene kleine beschauliche und über tausend Jahre alte Städtchen umgezogen, das am Südhang des Thüringer Waldes, gewissermaßen als Tor zum Gebirge schon von weitem mit seinen Türmen zum Kennenlernen neugierig macht. Von unserem Dorf aus konnte man dorthin seinerzeit nur zu Fuß durch ein Waldstück gelangen. Heutzutage ist dieser Weg leider durch eine Autobahn versperrt. Seit dem Umzug der Großeltern war ich mit der Mutter öfter als sonst in der Stadt. Dort konnte ich – weil der Garten des Wohnhauses unmittelbar an die Werra grenzte, herrlich im Wasser panschen, Schiffchen schwimmen lassen, heimlich die Fische scheuchen, die im Wasser vorbei huschten und auch in einem unbeobachteten Augenblick in hohem Bogen in die Fluten pinkeln – das machte besonders viel Spaß.

Dann näherte sich der Tag der Schuleinführung. Ich wurde gründlich darauf vorbereitet. „Dort ist es sehr schön und du kannst viel lernen, um später selber Geld zu verdienen, wenn du mal groß bist", redete man von allen Seiten auf mich ein. Nebenbei gesagt, für meine Ernährer bin ich nie groß geworden, für sie blieb ich eigentlich immer das kleine Wölfchen – schrecklich! Wenn ich jedoch an den langen Schulweg ins Nachbardorf dachte – einen Schulbus wie heutzutage gab es damals noch nicht – und dass ich den langen Vormittag ohne die Mutti auskommen sollte, grauste es mich eher vor der Schule, als dass ich mich darauf freuen konnte. Aber das war mein Geheimnis, das brauchte niemand zu wissen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Endlich war es soweit. Ich lernte die Schule und meine Lehrerin kennen, die mich neben weiteren drei Jungs und fünf Mädchen unseres Jahrgangs unterrichtete. Sie kam täglich mit der Bahn in unseren Schulort angereist. Sie wohnte in der Kreisstadt, in der Herr Meyer, der Herausgeber von „Meyers Lexikon" vor vielen Jahren wohnte und wirkte.

Sie war kurz vor dem Rentenalter und trotzdem immer noch ledig und somit ein Fräulein und dazu noch ein sehr vornehmes. Ganz im Gegensatz zu heutigen ledigen Damen legte sie großen Wert auf die Anrede „Fräulein" und strafte jeden mit einem verächtlichen Blick, der es wagte, sie mit „Frau" anzureden. Das schickte sich damals nicht. In einer schwachen Stunde verriet sie uns, dass sie vor vielen Jahren einen Freund, einen Kunstmaler, in München geliebt habe. „Aber es lohnte sich nicht", bemerkte sie abwertend und erzählte weiter: „Wegen das „bissel Liebe" immer mit der Bahn so lange hin- und herreisen. Schließlich habe ich es sein gelassen und hatte wieder meine Ruhe vor der ganzen Liebe, ist ja auch auf die Dauer langweilig!"

Diese Bemerkung hatte ich zeitlebens nicht vergessen. Als Erwachsener konnte ich aber dem Fräulein nicht zustimmen, dass die Liebe langweilig sei – im Gegentiel, ich fand sie sowohl schön als auch gefährlich und deshalb immer sehr aufregend, aber auch sehr anstrengend!

Das Lernen machte in den ersten Klassen noch Spaß und die Hausaufgaben waren schnell erledigt. Danach durfte ich „runter" um mit den anderen Kindern des Dorfes zu spielen oder Unsinn zu treiben, je nach dem, wen man zuerst auf dem Dorfplatz traf.

Der Dienstag war der Höhepunkt der Woche – da kam das Wanderkino in unseren Ort. Die erste Vorstellung wurde in der Halle des Schlosses für die Insassen gegeben. Anschließend mussten die Gerätschaften ein paar Hundert Meter weiter in die Dorfkneipe gebracht werden, um auf der kleinen Bühne im grünen Salon für die Kinder- und Abendvorstellung aufgestellt zu werden. Hierbei forderte der Kinovorführer von uns Kindern tatkräftige Hilfe ein und drohte, die Vorstellung aus-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

fallen zu lassen, wenn wir nicht tüchtig mit zupackten. Am Abend war Kino für die Erwachsenen. Diese Filme, die heutzutage kein Kind mehr schockieren, durften wir noch nicht sehen, weil man befürchtete, unser kindliches Gemüt könnte Schaden nehmen.

So geschah es eines Tages, dass meine Mutter, wie an jedem Dienstag der Woche wieder ins Kino ging. Mein Vater allerdings war kein überzeugter Kinogänger, er legte sich lieber schlafen, er musste ja auch morgens immer beizeiten aufstehen, um den Zug in die Kreisstadt zur Arbeit nicht zu verpassen. Aber an diesem Kinodienstag war er noch nicht zu Hause eingetroffen, so dass ich alleine bleiben musste, weil sich meine Mutter den Film „Das doppelte Lottchen" nicht entgehen lassen wollte. Nach einigen Belehrungen, was ich alleine zu tun oder unbedingt zu lassen habe – letzteres war die längere Liste –, verbrachte ich den Abend ohne die Mutti und den Papa ganz alleine im Bettchen zu Hause.

Im Dorf und im Haus herrschte eine bedrückende Stille. Nur Nachbars Hund, ein kräftiger Rotweiler, kläffte den Abend an und störte die Ruhe im Dorf. Wenn Hasso eine Pause einlegte, war es ganz still weil die Gustl und der Fritze, unsere Wirtsleute, ebenfalls ins Dorfgasthaus gegangen waren.

Nachdem ich vergeblich versucht hatte einzuschlafen, wobei ich meine Angst vor den Gespenstern und Unholden aus dem Schlosspark nicht verdrängen konnte, versuchte ich es abwechselnd in den Betten der Eltern und auf dem im Schlafzimmer stehenden Chaiselongue. Vergeblich, ich konnte keine Ruhe finden. Die Stille im Haus war unerträglich und schien mich zu bedrohen. Ich gab es auf, streifte meine Straßenkleidung über den Schlafanzug und beschloss, vor dem Dorfgasthaus auf die Mutter zu warten.

Im Haus gegenüber feierte man just an diesem Tag ganz groß Silberhochzeit. Es ging hoch her. Wegen des einsetzenden Regens stellte ich mich dort im überdachten Eingangsbereich unter. Es dauerte nicht lange bis ich von der Silberbraut entdeckt wurde. Schluchzend und unter Tränen konnte ich meine missliche Lage verständlich machen, wurde gedul-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

det und als Gast angesehen und reichlich mit Kuchen und Plätzchen versorgt.

Endlich war die Kinovorstellung zu Ende. Einige Zuschauerinnen unterhielten sich noch über den Film, beeilten sich dann aber wegen des Regens schnell nach Hause zu kommen. Dabei verpasste ich die Mutter, die in Begleitung meines Vaters war. Mein Vater war ausnahmsweise etwas später auch im Kino zu diesem Film erschienen. Was muss das für ein Lottchen sein, fragte ich mich. Ich hätte mir den Film auch gerne angesehen.

Unterdessen hatten Mutter und Vater, als sie mich in meinem Bettchen nicht vorfanden, mithilfe der Gustl und dem Fritze das ganze Haus und auch den Heuboden nach mir abgesucht. Auch die Schweineboxen hatten sie dabei nicht ausgelassen, in denen ich mich vielleicht verkrochen haben könnte.

Nachdem die große Tochter des Silberpaars festgestellt hatte, dass alle Kinogänger längst nach Hause gegangen waren, ich aber immer noch vor deren Tür stand, weil ich mich alleine nicht in die dunkle Straße zu gehen traute, lieferte sie mich selbst bei meinen Eltern ab.

Mein plötzliches Auftauchen wurde vorerst mit großer Erleichterung wahrgenommen – ich wurde wie der verlorene Sohn empfangen. Aber, wie sollte es auch anders sein, Eltern können einem immer die ganze Freude verderben. So war mir mein schöner Ausflug zur Silberhochzeit durch eine schreckliche Standpauke vergällt worden. „Man macht das nicht und geht einfach ohne Erlaubnis aus dem Haus und bettelt uneingeladen bei fremden Leuten um Gebäck und dazu noch mitten in der Nacht!", musste ich mir anhören. Vor lauter schlechtem Gewissen über meinen Ausflug wurde mir schließlich schlecht und der schöne Kuchen und die Plätzchen wollten nicht länger bei mir bleiben.

Als ich später meine Eltern in der Küche noch miteinander reden hörte, werteten sie meinen nächtlichen Ausflug gründlich aus und belustigten sich doch tatsächlich darüber, dass ich mich bei der Silberhochzeit der Nachbarn „durchgefressen" hatte!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bevor meine ersten großen Ferien begannen, sagte meine Mutter zu mir: „Wir beide fahren ein paar Tage in unsere Hauptstadt, nach Berlin, zu unseren Verwandten. Da lernst du mal eine richtige Stadt kennen. Das ist etwas ganz anderes als dieses Kuhdorf hier." Lange und gründlich wurde die Reise vorbereitet. Kurz zuvor war großer Waschtag, an dem auch die Urlaubskleidung gewaschen wurde, die auf die Reise mitgenommen werden sollte. Mutter freute sich besonders auf ein Wiedersehen mit den Verwandten, die sie seit den Tagen in Schlesien nicht mehr gesehen hatte. Deshalb erfuhr auch ihr buntgeblümtes Lieblingssommerkleid ein Bad und wurde zum Trocknen auf dem Wäscheplatz aufgehängt. Nach einiger Zeit rief plötzlich die Bäuerin nach meiner Mutter: „Kommen Sie schnell mal runter, und sehen Sie nach ihrer Wäsche – ich glaube, da ist etwas passiert!"

Und was da passiert war! Meine Mutter war außer sich vor Entsetzen. Von dem schönen Sommerkleidchen hingen nur noch ein paar Fetzen auf der Leine. Irgendwie war es den Kühen an diesem Tag gelungen aus der angrenzenden Weide auszubrechen. Ausgerechnet Therese, die brave braune Kuh, mit den lustigen Locken auf der Stirn, hatte es auf das Sommerkleid abgesehen und das gute Stück bis zum Ausschnitt abgefressen. Auf einem ihrer Hörner wehte noch ein Fetzen des schönen Kleides. Damit hatte sie sich selbst als Übeltäterin verraten. Ausgerechnet dieses Seidenkleid wurde ein Opfer des Irrtums der Kuh, die sicherlich glaubte, lauter saftige Kräuter zu fressen. Den Kleiderstoff dafür hatte mein Vater, aus der französischen Gefangenschaft kommend, für seine Herzliebste „requiriert" und als Wiedersehensgeschenk mitgebracht. Die Betroffenheit über den Verlust des Kleides war bei allen groß.

Nichtsdestotrotz bereitete mich meine Mutter auf den Besuch in der großen Stadt weiter vor. Als junges Mädchen war sie, aus Schlesien kommend, einige Zeit in Tegel in Stellung. Deshalb kannte sie Berlin schon aus ihrer Jugendzeit. Sie erzählte von hohen Häusern und vielen Menschen, die, um zu ihrer Arbeit oder sonstwohin zu gelangen, öffentliche Verkehrsmittel benutzen müssen. „Da fahren so viele Autos und

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Omnibusse, da gibt es Straßenbahnen und S-Bahnen, die sogar ohne Lokomotive fahren können. Auch unter der Erde müssen Bahnen fahren, damit die Menschen an ihr Ziel kommen." Und mit verheißungsvoller Stimme fügte sie hinzu: „Du wirst schon sehen, es wird dir dort gefallen und du möchtest nicht wieder nach Hause zurück!"

Endlich war es soweit. Nach stundenlanger Bahnfahrt hielt der Zug an der Stadtgrenze, weil alle Fahrgäste nicht nur ihre Fahrkarten, sondern auch ihre Ausweise und andere Schriftstücke mehreren in respekteinflößenden Uniformen „ver"kleideten Männern vorzuzeigen hatten. Diese gingen mit ernster Miene ans Werk, so dass man Angst haben musste, ähnlich wie in der Schule, einen Eintrag ins Klassenbuch zu bekommen, wenn etwas nicht genau stimmte. Bei uns aber stimmte alles, während bei einem vornehmen Herrn, der uns gegenüber saß, Koffer und Handgepäck überprüft wurden. Dann musste er aussteigen – die Männer führten ihn hinaus und verschwanden mit ihm in der Baracke gegenüber. „Hat der denn was Böses gemacht?", fragte ich meine Mutter. Während die anderen Fahrgäste im Abteil verlegen aus dem Fenster guckten und auf die Antwort neugierig zu warten schienen, schwieg sich meine Mutter dazu aus und bedeutete mir mit strengem Blick zu schweigen.

Endlich setzte sich der Zug wieder langsam in Bewegung. Alle waren sichtlich erleichtert. Im Abteil setzte eine Betriebsamkeit ein. Alle begannen sich mit ihrem Reisegepäck zu beschäftigen. Eine der Frauen zog sogar ihre Schuhe aus und schlüpfte in solch komische Dinger mit ganz hohen dünnen Absätzen. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Ich fand sie aber lustig und war neugierig darauf zu sehen, wie diese Frau darin laufen würde. Leider musste ich später von meiner Mutter erfahren, dass solch schöne Schuhe nur Damen tragen „dürften" – schade!

Ich spürte damals schon als Achtjähriger, dass es mit diesem Berlin etwas Besonderes auf sich haben müsse. Schon der Klang des Namens mit der Betonung auf der letzten Silbe versetzte mich nahezu in Entzücken.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Onkel Otto und Tante Minna holten uns am Bahnhof ab. Hier bestaunte ich erst einmal die bunten Stadtbahnen, die tatsächlich ohne Lokomotive fahren konnten – ganz im Gegensatz zu den Zügen bei uns zu Hause, die von dicken Dampfloks gezogen wurden – die reinsten Ungetüme. Mit ihrem Schnaufen und gelegentlichem Pfeifen zerrisssen sie ein paar mal am Tage die ländliche Ruhe im Werratal. Außerdem – das machte großen Eindruck auf mich – schlossen sich die Türen der S-Bahn vor Abfahrt des Zuges mit einem ohrenbetäubenden Krach ganz von selbst – toll!

Und weiter ging die Fahrt durch die Stadt mit einer Straßenbahn in Richtung Wedding. Meine erste Fahrt mit einer Straßenbahn, die tatsächlich mitten auf der Straße fahren durfte, während ich doch mit meinem kleinen Roller auf der Dorfstraße immer schön am Straßenrand bleiben sollte. Das wurde mir eingeschärft, obwohl tatsächlich kaum mehr Autos durchs Dorf fuhren, als das Konsumauto, das Postauto und vielleicht noch das Auto der Frau Kreistagsabgeordneten oder das des Heimleiters des Schlosses. Die Pferdegespanne und die großen Leiterwagen, die von Kühen gezogen wurden, fürchtete ich mehr, weil ich immer Angst hatte, von diesen riesigen Fleischbergen niedergetrampelt oder gar aufgefressen zu werden.

Die Fahrt in der Straßenbahn war wegen des Gedränges und des Schaukelns über die noch vom Krieg nicht wieder richtig instand gesetzten Schienen keine angenehme Erfahrung für mich. Dabei wollte die matschige Banane, die ich zur Begrüßung gleich hinunterschlingen musste, wieder ans Tageslicht. Somit hatte ich seit damals ein gespaltenes Verhältnis zu dieser eigenartigen Frucht, die fortan, aus Gründen, die allen bekannt sind, auch wenig zu meiner Ernährung beitrug. Ich vermisste sie nicht.

In den nächsten Tagen führten uns Onkel und Tante hierhin und dorthin und zeigten uns die Sehenswürdigkeiten, beziehungsweise das, was der schreckliche Krieg davon übrig gelassen hatte. Dabei vergingen jedesmal Stunden. Ganz anders als in meinen kleinen Dorf, wo der Weg zum Schloss, um meine alte Tante Toni zu besuchen, nur wenig Zeit in Anspruch nahm.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!